

3. Das Verhältnis der Hottentotten zu den Weißen.*)

„Die erste Berührung der Hottentotten mit dem weißen Manne fällt in das Ende des 15. Jahrhunderts, in die Glanzzeit der Portugiesen. Neugierde und Wissendurst auf der einen, Furcht auf der anderen Seite waren die begreiflicher Weise vorherrschenden Empfindungen bei der ersten Begegnung. So mußten Vasco de Gamas Leute die Eingeborenen, die sie im November 1497 am Fuße eines Hügel's in der St. Helenabai entdeckten, umzingeln und wie ein Stück Wild einfangen, um überhaupt mit ihnen Fühlung zu gewinnen. Die gute Behandlung des einen glücklich Ergriffenen und reich beschenkt wieder Entlassenen lockte andere seines Stammes zum Schiffe; auch sie kamen auf ihre Rechnung, und so war man beiderseits im besten Einvernehmen.

Mißtrauen in der Unmöglichkeit begründet, sich ausreichend zu verständigen, zerriß bald das eben geknüpfte Band. Der Soldat Fernao Veloso war auf dem Wege, die Eingeborenen zu ihrem Dorfe zu begleiten, als er Verdacht an ihrer rechtlichen Gesinnung schöpfte und eilig zum Schiffe sich zurückwandte. Die Hottentotten folgten ihm — wie es schien, nicht in feindlicher Absicht — denn es wäre ihnen leicht gewesen, ihn niederzumachen; die Mannschaft an Bord wurde mobil gemacht, Bewaffnete an Land gesetzt, und mit blutigen Köpfen trennten sich die Parteien, ohne offenbar zu wissen, was denn der Grund des ganzen Auftritts gewesen war. Mißtrauen scheint auch die Ursache einer Plänkelei gewesen zu sein, die um 1503 Saldanha mit den Hottentotten in der Nähe des Tafelberges bei Kapstadt hatte.

Der heißblütige Entschluß, eine anscheinend selbstverschuldete Prügelei zwischen Hottentotten und Schiffssoldaten mit einer Strafexpedition zu rächen, trieb dann am 1. März 1510 über sechzig Portugiesen ins Verderben. Es erscheint uns heute unfasslich, wie um einer Lappalie willen die kein Menschenleben gefordert, nur den Stolz verletzt hatte, der durchreisende König von Indien, Francisco d'Almeida, diesen Rache- und Viehraubzug, bei dem selbst Kinder aus dem friedlichen Kraale entführt wurden, nicht nur dulden, sondern in eigener Person leiten konnte. Er fand dabei mit einem Duzend Würdenträgern unter Stock- und Steinschlägen und Affagaistichen seinen Tod.

Die Nachfolger der Portugiesen am Kap, die Engländer, machten gute Erfahrungen mit den Hottentotten. Der Handel ging gut und Raubereien fanden nicht statt. Aber auf die Dauer werden die Beziehungen der Weißen zu den Eingeborenen unter der Gewohnheit der Portugiesen sowohl wie der Engländer, Verbrecher am Kap auszusagen, die in der Heimat Leben oder Freiheit verwirkt

*) Aus „Die Neue Heimat“, Märzheft 1908.

hatten, aber als Spürhunde gegen Hottentotten noch verwendbar schienen, gelitten haben. Obwohl uns über das Schicksal dieser Deportierten wenig, über ihr Treiben im einzelnen fast nichts bekannt ist, so spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie den Eingeborenen weder Respekt noch Vertrauen unserer Rasse gegenüber eingeflößt haben.

So trafen die Holländer zu Anfang des 17. Jahrhunderts schon übel vorbereiteten Boden an; sie trugen selbst nichts dazu bei, ihn zu verbessern, bis Johan van Riebeeck in der klaren Erkenntnis, daß die Erschließung der natürlichen Hilfsmittel des Landes nur mit Hilfe der Eingeborenen eingeleitet werden könne, System in den Verkehr der gelben und weißen Rasse brachte.

Für die Zeit der ersten näheren Anknüpfung zwischen Holländern und Hottentotten ist das Tagebuch van Riebeecks ein um so wertvolleres Dokument, als es nicht nur Tatsachen, sondern in den täglichen kleinen Entwicklungsphasen der Handlung, die alle kurz und klar eingetragen werden, auch die Motive und Ziele der Beteiligten registriert. Hier kommt nicht nur der Geschichtsschreiber, sondern auch der auf seine Rechnung, der mit psychologischem Interesse die Begegnung zweier extremen Menschenrassen verfolgt. Im ersten Stadium herrschte gegenseitig freundliches Entgegenkommen, und beiderseits wurden befriedigende Geschäfte abgeschlossen. Kupfer und Tabak, daneben Spirituosen, bildeten die besten Tauschartikel. Drei Pfund Plattenkupfer und $\frac{1}{3}$ Pfund Tabak war der Preis einer Kuh, ein Pfund Plattenkupfer und etwas Tabak wog ein Schaf, $\frac{1}{4}$ Pfund Kupferdraht und etwas Tabak ein Lamm auf. Wildpret, hier und da Elefantenzähne und junge Strauße, wurden wohlfeil eingehandelt.

Im zweiten Stadium führt ein Erlahmen der Nachfrage nach Kupfer zu Preissteigerungen von seiten der Hottentotten. Die Hottentotten wollen, nachdem ihr Kupferbedarf gedeckt ist, ihr Vieh, von dem sie leben, nicht weiter veräußern. Frisches Schlachtvieh ist aber unentbehrlich für eine befriedigende Proviantierung der Indiensfahrer, und da diese Proviantierung der einzige Zweck der weißen Ansiedlung in Südafrika ist, so ist der Viehbesitz für den Holländer am Kap nicht minder eine Lebensfrage wie für den Hottentotten. So treten die ersten Verstimmungen ein, und mit ihnen wird wieder das alte Mißtrauen wach — nicht ohne Grund auf beiden Seiten. Der Hottentott kann der Versuchung, sich mühelos in den Besitz des veräußerten Viehes zu setzen, nicht widerstehen und stiehlt. Was er weiterhin noch veräußert, ist minderwertige Ware; er nährt dabei bei den Weißen Hoffnung auf guten Nachschub und täuscht sie am Ende.

Auf der anderen Seite hat auch der Holländer, durch dieses Verhalten der Hottentotten gereizt, keine sauberen Hintergedanken. Er wartet nur auf den geeigneten Augenblick, seine Interessen brutal durchzusetzen, und verbirgt sie bis dahin geschickt. Wie man vorher in England die Verwendung von Verbrechern als Avantgarde gegen

die Hottentotten mit der Begründung anführte, es sei dies für diese Sträflinge „eine sehr barmherzige Tat und ein Mittel, sie zu Gott zu führen, indem man ihnen Zeit zur Buße ließe, Vergebung für ihre Sünden zu erflehen usw.“, so wurde der holländischen Indien-Handelsgesellschaft von ihren Berichtserstattem (26. Juli 1649) im Anschlusse an gut kaufmännische Kalkulation der Bau einer besetzten Station am Kap auch mit der Begründung empfohlen, daß damit durch Heidenbekehrung „viele Seelen zu Gott gebracht würden, — sicherlich die ausgezeichnetste Tat, den Namen des Allerheiligsten zu verherrlichen und sein heiliges Evangelium zu verbreiten. Auf diesem Wege wird auch Ihr Unternehmen in Indien mehr und mehr gesegnet werden.“ Van Niebeek glaubt auch, ohne daß man dem lieben Gotte Auktienteile anbietet, zum Ziele zu kommen. Er hofft, die Vertrauenseligkeit der Hottentotten zur rechten Zeit zu einem Viehraube großen Stils und einem ergiebigen Sklavensfange für Indien ausbeuten zu können. Daß er zu diesem Zwecke, seinen Verdruß herunterkämpfend, überall Nachsicht und Freundlichkeit an den Tag legt, wird ihm von Seiten der Hottentotten als Schwäche gedeutet. Gleichzeitig wächst die Erbitterung auf dieser Seite in dem Maße, als sich der Eingeborene durch die Fremdlinge von wertvollen Strecken seiner alten Weidegründe verdrängt sieht.

So kommt es im dritten Stadium zum offenen Ausbruche von Feindseligkeiten, kompliziert durch Verräterei eines einzelnen einflußreichen Hottentotten, der mit den Holländern und mit seinesgleichen doppeltes Spiel trieb. Viehraub und Mord hüben und drüben schienen jedes Einvernehmen für immer zu vereiteln; aber mit der Zeit bahnen sich friedliche Beziehungen neu an, und der Tauschhandel blüht wieder. Dieser unberechenbare Wandel von Freundschaft und Feindschaft kennzeichnet den Verkehr der Weißen mit den Hottentotten von Anfang an, kennzeichnet ihn bis in unsere Tage, in denen die Beziehungen der beiden Rassen über gelegentliche Reibereien hinaus immer ernster in das Stadium bewußt tiefgreifender Interessen-Kollisionen eintraten.

Der Bur ist der Kulturpionier Südafrikas geworden. Ein wetterharter Körper, im neuen Klima ungeschwächte Fruchtbarkeit, Beharrlichkeit und ein Minimalmaß körperlicher und geistiger Bedürfnisse befähigten ihn, mit den wenigen Kulturmitteln, die er aus der Heimat mitbrachte, dauernde Ansiedelungen zu gründen und sich immer tiefer ins Innere des Landes vorzuschieben. Die Geschichte zeigt ihn uns hier als brutalen Egoisten. Um zu verstehen, wie der Hottentott sich zu ihm gestellt hat, muß man den Bur heute in den entlegenen nördlichen Teilen der Kapkolonie auffuchen. Hier begegnet man noch einem starken Reste jenes Selbstherrenwesens, daß dem Bur im 17. und 18. Jahrhundert auf seiner einsamen Vorpostenlinie der Zivilisation zur zweiten Natur geworden ist; das läßt ihn nur da sich heimisch fühlen, wo im Umkreise vieler Meilen kein Weißer in den Bereich seiner Familie tritt und vor allem den Eingeborenen, die in seiner Gewalt sind, Recht und Sitte vorschreibt.

Nur mit Murren fügt er sich heute dem Gesetze, vor dem der Eingeborene ein Wesen mit Menschenrechten ist. Der Sinn für Nächstenpflichten, wo sie zum Wohle des ganzen mit irgend einer ernstern Berzichtleistung für den einzelnen verknüpft sind, ist diesem Familiensiedler im nördlichen Klein-Namaland kaum noch aufgedämmert, weder auf politischem, noch sozialem, noch religiösem Gebiete. Selbst eine formale Eheschließung gilt ihnen vielfach für unnötig; daß sie ungetauft aufwachsen, tut dem Ansehen der christlichen Familien unter ihresgleichen keinen Abbruch. Ende der neunziger Jahre deckte ein englischer Geistlicher solche paradiesischen Zustände in dem Landstriche zwischen der Oranje-Mündung und Port Nolloth auf. Da wurden dann härtige Männer getauft und Großeltern getraut, um die Enkel ehrlich zu machen.

Der einzige soziale Instinkt, der in diesen Buren noch lebendig ist, ist ihre Gastlichkeit.

Dieser Mangel eines politischen Zusammenschlusses degradiert den Bur des Namalandes in den Augen der Hottentotten. Ihm ist die erbliche Kapitänschaft der stolze Ausdruck eines angestammten Landbesitzrechts sowohl als eines geordneten Nationallebens. Von diesem Standpunkt aus verachtet der Hottentott, von seinem Hasse gegen den Eindringling abgesehen, noch heute den einsiedelnden Bur als zugelaufen und herrenlos, weist zum Vergleich auf die Deutschen, die doch, wie er selbst, einen Oberkapitän haben und eine Nation sind, wie die ihrige.

Weit stärker als solche nationalen Empfindungen sind die rein menschlichen Gefühle, die dem Hottentotten den Bur für immer entfremdet haben. Der Bur ist dem Eingeborenen von vornherein mit jener prinzipiell jeder Verständigung unzugänglichen Verachtung der farbigen Rasse, die auch dem Kaukasier auf der niederen Stufe seines Rassen- und Nationalitätsbewußtseins eigen ist, unverhohlen gegenüber getreten. Noch heute bezeichnet der Bur den Hottentotten schlechtweg als „schepfel“, das neben ihm noch existiert, wie so manches andere Unverständliche und Ueberflüssige in der Welt. Oder er nennt die Hottentotten „geel goed“, die man wie Vieh einspannen oder verhandeln kann. Die Gewohnheit, Hottentottenkinder aufzugreifen und aufzuziehen, „groot maat“, ist heute weniger lohnend als früher, da der Hausherr noch über Leben und Tod seiner Leibeigenen frei verfügte und Ungehorsam und Entlaufen kurzerhand mit Erschießen bestrafte. Daß das ihm die nachdrängende Kultur diese alten Gewohnheitsrechte genommen hat, ist dem Burentypus im Klein-Namalande ein Hauptmotiv, die englische Herrschaft zu verabscheuen.

Die Buren waren komisch enttäuscht, als sie erfuhrn, daß auch auf deutschem Gebiete, in das sie auswandern wollten, der Hottentott Rechte habe. Näher mit den Buren bekannt geworden, suchte ich mir im Gespräch Aufklärung darüber zu verschaffen, wie wohl in ihren Augen der Gott ihre Auffassung der Nächstenliebe farbigen Menschen gegenüber aussehen möge? Man verwies mich auf die Bibel. Ich würde ihre Beweisführung aus dem alten Testamente

nicht ernst genommen haben, wenn sie mir nicht so ernst vorgetragen worden wäre und sich in der That, auch an anderem Orte, als Nichtsich nur ihres Handelns erwiesen hätte: Im neunten Kapitel der Genesis verflucht Noah den Sohn Hams, Kanaan, und seine Nachkommen zu Knechtschaft. Der Bur dehnt diesen Fluch auf alle Hamiten aus, den Hottentotten rechnet er dazu, sieht also in ihm einen geborenen Sklaven. Wer ist nun der Herr, den Gott über sie gesetzt hat? Was das Volk Israel im alten Bunde war, das ist der Christ im neuen. Im 7. Kapitel des 5. Buches Mose wird die Austilgung der Kanaaniter geboten. So hat Gott den christlichen Bur als den Erben Israels zum Herren über Leben und Tod der verfluchten Nachkommen Kanaans in ihr jüngstes (das sind die Eingeborenen Südafrikas) gesetzt. An dieser Auffassung hängt der Bur um so fester, je beschränkter und rassenstolzer er ist. Den freier Denkenden ist diese Art Evangelium ein Deckmäntelchen, das selbst am klarsten zeigt, was es verbergen soll: den maßlosen Egoismus des Buren, der bald dem Hottentotten nichts anderes übrig ließ, als den langsamen Bürgerkrieg auch seinerseits schonungslos zu führen. Wer in der gegebenen Situation die Oberhand hatte, handelte und handelt noch jetzt, wo das Gesetz nicht hinreicht, nach diesem Grundsätze.

In ein extrem entgegengesetztes Verhältnis trat der Hottentott zu einer andern Klasse weißer Männer, zu den Vertretern der christlichen Mission, die im Groß-Namalande von den Sendboten der Rheinischen Missionsgesellschaft ausgeübt wird. Wer die ältern Berichte dieser Gesellschaft liest, ermizt den Abstand der heutigen Namamission von der vor fünfzig Jahren. Damals war die Tätigkeit unter den Hottentotten im herrenlosen, von Kämpfen der Eingeborenen untereinander heimgesuchten Lande ein Opfer ersten Ranges. Ohne jeden Schutz einer Regierung lieferte sich der Missionar dem Volke auf Gnade und Ungnade aus, folgte den ruhelosen Stämmen auf ihren Wanderzügen, teilte mit ihnen Hungersnot und Durst. Um in engster Fühlung mit dem Volke zu bleiben, scheute der Missionar selbst vor der Ehe mit einer Eingeborenen nicht zurück. Allmählich führte die Erschließung des Landes zur Anlage fester Missionsstationen; der Schutz des Reiches gab für Leben und Eigentum neue Garantien, und heute sind die Missionshäuser, dank der vorzüglichen Handwerker-schulung der Missionare, die besten und schmucksten Bauten im Lande, Stätten nicht nur der Arbeit, sondern zugleich auch der Behaglichkeit und auch liebevoller Gastfreundschaft für den Reisenden. Dieser Umschwung zum besseren in den äußeren Lebensbedingungen der Mission hat sicherlich nicht wenig zur Festigung ihres Ansehens unter den Hottentotten beigetragen. Aber auch sonst bringt der Hottentott dem Missionar in der Erkenntnis, daß er in ihm den besten Vertreter seiner geistigen und leiblichen Interessen hat, ein großes Maß von Ehrfurcht und auch Vertrauen entgegen.

Nur ein blinder Missionsfeind wird die Bedeutung dieser Brücke, die das Christentum hier zu friedlicher Verständigung zwischen zwei heterogenen und doch aufeinander angewiesenen Menschenrassen schlägt, in ihrer Tragweite für die kulturelle Entwicklung des Landes verkennen. Aber ebenso sonnenklar ist, daß die Mission zum Fluche des Landes wird, wo sie in einseitiger Verfolgung geistiger und hierarchischer Ziele das politische oder kolonialwirtschaftliche Wohl des Landes aus dem Auge verliert. Daß dieses Wohl zum großen Teile davon abhängig ist, wie weit der Interessenkampf der eingeborenen und der eingedrungenen Rasse nach Maßgabe der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Konkurrenten auf friedlichem Wege sich regulieren läßt, ist eine alte, aber von Humanitäts-Utopisten wie von brutalen Kraftaposteln gleich oft beiseite geschobene Wahrheit. Man muß sich die Kalamitäten der Eingeborenen-Arbeiterfrage in der Kapkolonie vergegenwärtigen, um einzusehen, welche Ersparnis es bedeutet, seine Interessen mit denen der Eingeborenen verknüpfen zu können. Die erste Bedingung dazu ist selbstverständlich eine genaue Kenntnis der Daseinsbedingungen und Anschauungen der Eingeborenen; und solange die Missionare mit wenigen Ausnahmen die einzigen im Lande bleiben, die es der Mühe für Wert halten, diese Fühlung auf Grund eingehender Studien herzustellen, so lange hat die Mission einen hohen weltlichen Trumpf in der Hand. Sie hat ihn mit Erfolg in den achtziger Jahren im Herero- und Namalande ausgespielt, indem sie den englischen Einfluß zu gunsten des deutschen lahm legte.

Wie steht es nun auf geistlichem Gebiete? Darf die Mission mit den Erfolgen der Christianisierung der Hottentotten, wie sie heute vorliegt, zufrieden sein?

Ältere Missionare verneinen die Frage: Die Arbeit fast eines Jahrhunderts hätte andere Früchte zeitigen müssen. Inwieweit überhaupt ein Hottentott imstande ist, den Geist des Christentums so aufzunehmen, daß er nicht nur sein Lassen, sondern auch sein Tun bestimmt, könnte ein vorurteilsfreier Missionar am besten beurteilen. Meine eigenen, wenig ermutigenden Erfahrungen in diesem Punkte haben sich nur immerhin zu oft betätigt, als daß ich sie alle für zufällig ungünstig ausgefallene und deshalb das Gesamturteil einseitig bestimmende Eindrücke halten könnte. Obwohl ich vorwiegend mit solchen Hottentotten zu tun hatte, die nicht zur Missions-Elite gehörten, so hüte ich mich doch, jenes tiefe Niveau, aus dem sich mit Leichtigkeit jenes pessimistische Urteil begründen ließe, der Beurteilung zu grunde zu legen.

Der Durchschnitts-Hottentott sieht im Christentume nicht zum geringsten ein Vorzugsattribut des weißen Mannes. Wie er sich in dessen Hofe und Toppe oder im Buntdruckrock mehr dünkt als sein Bruder oder seine Schwester im Fellschurz, so sieht er auch in seiner Zugehörigkeit zur christlichen Kirche eine standesgemäße Errungenschaft des modernen Hottentotten. Diese Anschauung ist meist mit Verachtung alter Volksfitten verbunden, auch da, wo sie mit der

neuen Religion nicht in Konflikt stehen. Als Uebereifer eines tatkräftigen Vorsatzes, sich auf neuer Grundlage hoch zu bringen, würde man diese Selbstverstümmelung hinnehmen. Aber der Hottentott ist zu träge und überdies zu gewichtig, er sieht im sozialen wie im Privatleben des Weißen zu klar den Gegensatz von christlicher Theorie und Praxis, als daß er für gewöhnlich andere ethische Anforderungen an sich stellt als im besten Falle die, die ihm als soziale Normen des eigenen Volkslebens aus der Heidenzeit an sich noch einleuchten: Die Nächstenliebe der Hottentotten im Sinne steter gegenseitiger Hilfe, ihre Ehrfurcht vor dem Alter, Enthaltbarkeit fremdem Eigentume gegenüber sind solche autochthonen Gebote, die sich mit denen des nachträglich eingeführten Christentums decken.

Die Sagen und die übrigen Phantasie-Vorstellungen der Hottentotten boten vielleicht zu wenig Berührungspunkte, um die christlichen Ideen, ähnlich wie sie in unserem Volke mit dem germanischen Heidentume verwachsen, so auch hier organisch anzugliedern. In der Tradition der Volksitten wurzelte, was man von guten Grundsätzen und Lebensregeln der Hottentotten kennen gelernt hat. Verlust dieser volkstümlichen Grundlage im Zusammenhange mit einer vollständigen Umwälzung der wirtschaftlichen Grundlage ihrer Existenz seit Ueberhandnehmen des weißen Einflusses hat das Hottentottenvolk auch sittlich verwahrlosen lassen. Mit Bibel, Katechismus und Gesangbuch, Kirchengang, Sonntagschule und Abendmahl, Lesen, Schreiben und Singstunden läßt sich ein solcher Ruin nicht aufhalten.

Daß man versucht hat, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen, wird niemand dem einzelnen Missionar, der seine Lebensarbeit an das Volk gesetzt hat, zum Vorwurf machen wollen. Im Systeme liegt der Schaden: Den Namen des Stifters, dessen Leben ein einziges großes Sichselbstopfern war, darf doch nur der führen, der wenigstens des kleinsten Opfers im Dienste der Mitmenschen, der Arbeit, sei es auch nur für sich und seine Familie, fähig ist. In diesem Sinne sind wenig Hottentotten Christen geworden. Die systematische Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit ist wirtschaftlich oft genug gefordert worden. Sie scheint mir aber auch eine unabweisliche religiöse Forderung an die christliche Mission zu sein. Arbeit stellt im Namalande wie in jeder Kolonie, die einzige Möglichkeit für den Eingeborenen dar, in dem hereinbrechenden Kulturströme wirtschaftlich sich über Wasser zu halten. Und die Erfahrung hat weiter gezeigt, daß ein wirtschaftlich verkommenes Naturvolk auch sittlich sinkt, weil es um des täglichen Brotes willen zu jedem Dienste der überlegenen Rasse feil wird. So mutet also die Forderung der Arbeitserziehung des Eingeborenen dem Missionar keine programmwidrige Verweltlichung seiner Aufgaben zu, sie weist nur auf einen Weg zur sicheren Fundierung seiner religiösen Aufgabe hin. Die weiße Bevölkerung andererseits wird der Mission für einen geschulten Arbeitschristen dankbarer sein als für neunundneunzig bibelfeste, aber arbeitscheue Himmelskandidaten.

Ob es sich bewähren wird, nach englischem Vorbilde einen eigenen Beamten für Eingeborenen-Angelegenheiten zu bestellen, ob ein solcher Beamter bei Ausübung seiner Pflicht auch in der genannten Richtung einer systematischen Arbeitserziehung der Eingeborenen, eines organisierten Arbeitsnachweises und einer Arbeiterfürsorge, mit der Mission zusammen arbeiten könnte, müßte ein Versuch lehren, womöglich ehe die englischen Arbeiterwerber uns die besten Kräfte über die Grenze gezogen haben. Dann wird sich auch zeigen, ob die protestantische oder die katholische Mission sich in diesem Punkte als die lebensfähigere erweist. Die Entscheidung darüber kann einmal weit über die Grenzen der Mission Tragweite erlangen.

Das Verhältnis des Hottentotten zu seinem deutschen Herrn ist folgendermaßen zu charakterisieren: Der Hottentott lernt unsere Sprache schnell, wenigstens verstehen, er beobachtet den Fremden scharf und hat die Klugheit, mit seinem Ergebnisse zurückzuhalten. In allen drei Punkten unterscheidet er sich vorteilhaft von der Mehrzahl unserer Landsleute. Daß der Ansiedler und Kaufmann der schwierigen Sprache kein Interesse entgegenbringt, ist ihm nicht zu verübeln. Daß der Beamte seinen Einfluß auf die Eingeborenen verdreifacht, wenn er ihre Sprache beherrscht, ist eine alte Weisheit, aus der die Lehre zu ziehen ist, daß es in hottentottischem Sprachgebiete mit abnormen Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein würde, hätte man je daran gedacht, sie zu beherrsigen.

Man hat draußen für die Sprache der Hottentotten ihrer Schnalzlaute wegen gewöhnlich nur Spott. Das mag an sich harmlos sein; aber ein großer Teil unserer Landsleute begnügt sich überhaupt damit, am Hottentotten das Lächerliche herauszufinden, und das ist bedenklicher. Kommen dazu dann die hundert kleinen Verstimmungen, die niemandem erspart bleiben, der bei seiner Arbeit auf Eingeborene angewiesen ist, dann kombinieren sich bald diese Empfindungen unter dem äußeren Eindrucke der zerlumpten, schmutzigen Gestalten zu einem Gesamteile, dessen Ergebnis unverhohlene Verachtung ist. Mag diese Verachtung nun je nach den Erfahrungen und der Anlage des Einzelnen humoristischer oder erbitterter Natur sein, meist paart sich jedenfalls mit ihr auf unserer Seite ein Bewußtsein gewaltiger Ueberlegenheit, das jede nähere Beschäftigung mit dem Hottentotten als überflüssig erscheinen läßt; man glaubt eben auch so mit ihm fertig zu werden.

Dabei treten dann die größten Gegenfälle im Verkehr zutage. Demselben Kapitän, der bei Gelegenheit als „Spitze“ von Beamten ins Haus geladen wird, bietet der Händler mit den Worten: „Willst du einen Schnaps haben, altes Schwein?“ auf seine Weise Gastfreundschaft an. Hier wird ein Weißer bestraft, weil er einen naseweisen Hottentotten handgreiflich vom Hofe gejagt hat, dort teilt einmal der Beamte selbst in begreiflicher Erregung blaue Striemen aus. Die Züchtigung an sich ist nicht das verwerfliche, sondern der Widerspruch in der Behandlung. Man mag das rücksichtslose Vor-

gehen der Buren im einzelnen mißbilligen; die Konsequenz aber, mit der auch der milder denkende Bur, in voller Uebereinstimmung mit seinesgleichen, seine strengen Grundsätze dem Hottentotten gegenüber wahrhaft, ist der gute Kern dessen, was man an der Fähigkeit des Buren, mit Eingeborenen umzugehen, rühmen muß.

Eine solche Einheitlichkeit in der Behandlung der Eingeborenen muß der spontane Ausdruck übereinstimmender Beurteilung des Eingeborenen-Charakters und der Situation werden. Alle Kenner der Hottentotten stimmen darin überein, daß zweierlei im gedeihlichen Verkehr mit ihnen unentbehrlich ist: Es ist in seinen Augen ein Zeichen von Schwäche oder Beschränktheit, wenn ihm die Strafe geschenkt oder irgendwie unzufert verabsolgt wird. Er mag sich für glimpfliche Absolution noch so gerührt bedanken und, wenn er Christ ist, den Lohn des „Heere Jezus“ herabwünschen, — wer hinter die Kulissen sieht, weiß, daß er sich über diese Art der Behandlung nur lustig macht, er will streng angefaßt sein. Die Forderung der Gerechtigkeit ist gleichfalls schon im Interesse der Autorität zu erheben, auch da, wo es sich nicht um empfindliche Strafen handelt.

Auch der Mann, der kein Amt bekleidet, sollte sich bewußt sein, daß sein privater Verkehr mit den Eingeborenen im halbzivilisierten Lande keine reine Privatangelegenheit ist. Jeder einzelne trägt unmittelbar einen Teil der Verantwortung für die guten oder schlechten Beziehungen der beiderlei Rassen. Das Ergebnis dieser direkt verantwortlichen Konfrontierung ist die schärfste Probe auf die Reife eines Volkes im Völkerverkehr. Hier zeigen wir uns deutlich als Anfänger. Wir schwanken innerhalb zu weiter Grenzen zwischen autoritätsloser Fraternalisiererei und amtlich posierendem Herrentum. Der Mittelweg: Verständnis der fremden Eigenart bei ruhig fester Wahrung der eigenen Ueberlegenheit liegt uns noch nicht. Der Better jenseits des Kanals ist weltmännischer.

Einstweilen müssen wir also offen bekennen, daß der Hottentott uns besser kennt als wir ihn. Schon im Bewußtsein seiner Schwäche verliert er niemals das Interesse am Studium des weißen Eindringlings. Seit Generationen und von der Jugend auf geschult, mit List zu Werke zu gehen, läßt er den Weißen in den seltensten Fällen in die Ergebnisse seiner eigenen Menschenbeobachtungen blicken. Wir haben in der Verlehnung dieser Sachlage viel preisgegeben: Was ist nicht in der kritischen Zeit nach Ausbruch der Warmbader Unruhen an der Bierbank der Verkaufsläden in Gegenwart von Hottentottenmännern für Kriegspolitik getrieben worden, unaufhaltsam, wenn jenseits der sechsten Flasche der Patriotismus seinen Höhepunkt erreicht hatte. „Was können denn die Kerle machen?“ war der Refrain auf den Hinweis, daß unberufene Zuhörer da seien. Und denen entgeht nichts; sie kommentieren sich solche wahrwitzigen unbesonnenen Reden eindringlicher als jeden Erlaß des Gouverneurs. Wer glaubt, für Tabak und Fusel von einem Hottentotten jeden Dienst fordern zu können, sollte in kritischen Zeiten wenigstens so

viel Familienkenntnis des „Zumpengefindels“ haben, daß er den Spion gegen einen Bandenführer nicht gerade aus einer verschwägerten Familie wählt.

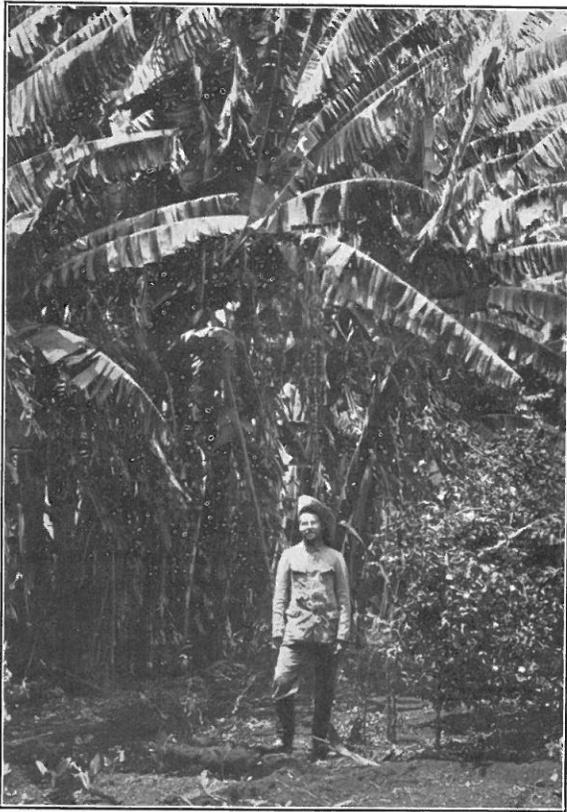
Wer den Hottentotten als Krieger nicht ausschließlich nach Gardemaß und nach den Paragraphen der Genfer Konvention mißt, wird ihm Anerkennung in mehr als einem Punkte nicht versagen können. Es gehört freilich kein Feldherrnblick zu der Erkenntnis, daß im Kampf mit den Hottentotten nicht Hendrick Witbooi unser Hauptgegner war, sondern sein Bundesgenosse: das Land, das immer wieder zwischen den Feind und uns wasserlose Einöden, unwegsame Gebirge oder unübersehbare Flächen schob. Mit seinem ganzen Troß verschwindet hier der Feind. Sein Proviant ist das lebende Vieh, das die Kinder treiben und die Weiber melken. In entlegenen Revieren oder Felshöhlungen, die nur der eingeborene Hirt und Jäger kennt, finden sie Wasser, im offenen Buschkraal nächtigen sie wie sonst auch, wenn sie mit Kind und Regel für Wochen und Monate auf die Weidesuche gehen. So fühlt sich der Dorlog-Hottentott, mag es ihm gelegentlich noch so schlecht gehen, doch stets in seinem Elemente. Solchen Gegnern gegenüber sahen wir uns vor die Aufgabe gestellt, mit einem Schläge und mit der Forderung augenblicklicher Leistungsfähigkeit unsere ganze kulturelle Uebermacht in ein Land zu verpflanzen, das im normalen Laufe der Dinge Jahrzehnte brauchen würde, um der Kultur gewonnen zu werden. Jetzt alle Hilfsmittel moderner Kriegführung hier mobil machen, bedeutete zunächst einen Kampf mit der Natur.

In diesem Kampfe ist uns der Hottentott überlegen, nicht deshalb allein, weil er von Fleisch und Wurzeln leben kann. Erfahrung gibt ihm das Uebergewicht. Unsere Truppe war dem Hottentotten ein Wild, auf das er um so zuversichtlicher Jagd machte, als er seine Gewohnheit aus früheren Kämpfen kannte. Während unsere Soldaten immer von neuem blutiges Lehrgeld zahlten, übte jener seine alte Praxis aus. Er lauerte dem Feinde an der Wasserstelle auf wie ehemals dem Zebra am Blei; feuerte aus seiner Felsenschanze auf eine vorbeiziehende Abteilung, wie er sich auf ein Rudel wandernder Springböcke in den Hinterhalt legte, er pirschte sich an eine schwache Patrouille heran, wie an eine Antilope im Morgengrauen; er umzingelte einen Transport, wie er in seinem Kesseltreiben die Hasen umstellt, um sie mit dem Kirri zu werfen.

Und wenn er selbst im Kesseltreiben saß, wie kam es, daß er immer wieder ent schlüpfte? Unsere Truppe hatte während der ganzen Kämpfe unermüdlich das Kriegsfeld nach allen Winden mit Patrouillen beschwärmt, hatte mit bewundernswerten Opfern das Land mit einem Netze von Telegraphen und Heliographen übersponnen und mit drahtloser Telegraphie bisher unüberwindliche Schwierigkeiten des Raumes und der Zeit bewältigt. Daß uns der Hottentott trotzdem im Nachrichtendienst ist gemeistert hat, bringt uns in unliebsame Erinnerung, was wir im Stolz unserer Kultur=

höhe leicht vergessen: die Tatsache, daß einfache Uebung der nackten Sinne eines Naturvolkes und primitive Verstandesfähigkeit, nur an alltäglichen Dingen geschärft, zu solcher Vollkommenheit gesteigert werden können, daß sie dem angestrengten Aufwand moderner Technik einer numerisch und intellektuell unvergleichbar überlegenen Macht erfolgreich standhalten.

Die Stärke des Hottentotten seinem Feinde gegenüber, der von Haus aus in vorschrittmäßigem Zusammenarbeiten geschult ist, liegt in der Selbständigkeit jedes Einzelnen, und da ergibt ein Vergleich mit dem deutschen Soldaten bald, wieviel uns Gehirnmenschen an primitiven Fähigkeiten im direkten Verkehr mit der Natur verloren gegangen ist.



Bergwald am Kilimanjaro.